

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 90 (1964)
Heft: 19

Artikel: Es stehet geschrieben
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-503539>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Es steht geschrieben

Wie man oft unerwartet einem Stücklein seiner Vergangenheit wieder begegnet, erlebte jüngst meine Tochter, als ich sie um den Band Andersen-Märchen bat, den ich ihr vor zehn Jahren geschenkt hatte; ich mußte einen Namen nachschlagen. Gewohnheitsmäßig blätterte das Mädchen den Band durch, bevor sie ihn aus der Hand gab – junge Damen haben eben ihre Geheimnisse, die sich gelegentlich als Lesezeichen in Bücher verirren – und stutzte bei einer Stelle. Sie las – dann lächelte sie.

«Schau, da habe ich dem Märchen von der Seejungfrau einen andern Schluß angedichtet, weil ich es einfach nicht ertragen konnte, daß das arme Mädchen all seine Opfer umsonst gebracht haben sollte. Du kennst doch die Geschichte? – Die jüngste von sechs Töchtern des Seekönigs wollte unbedingt eine unsterbliche Seele bekommen. Das war nur möglich, wenn der Königssohn sie zum Altare führte. Diesen Prinzen hatte die Seejungfrau aus einem Schiffsuntergang gerettet und den Bewußtlosen bei einem Kloster an den Strand gebracht, wo eine Klosterschülerin sich seiner annahm. Um wenigstens äußerlich ein Menschenkind werden zu können, opferte sie der Seehexe ihre liebe Stimme. Der Königssohn nahm zwar die liebe Stimme, die er ja nicht wiedererkennen

konnte, huldreich auf, aber als er zufällig die Klosterschülerin, eine Prinzessin, wiedersah, da heiratete er diese. Er ahnte gar nicht, was die Seejungfrau um ihn litt und daß sie am Hochzeitsmorgen zu Meeresschaum zergehen mußte. – Das schien mir so ungerecht, daß ich eine Stunde lang in mein Kissen heulte. Dann stand ich auf, nahm einen Bleistift und schrieb einen andern Schluß zu der Geschichte. Dann legte ich mich wieder aufs Ohr und schlief friedlich ein.»

Der Schluß steht immer noch im Buche, in sorgfältigen Druckbuchstaben einer Zweitklässlerin geschrieben: «Sie tötete den Königssohn, und sie wurde wieder eine Seejungfrau!»

Kinder und Narren

So leicht lösen Kinder so schwere Probleme! Sie glauben felsenfest an alles, «was da geschrieben steht», noch fester als an das, was Eltern und Lehrer sagen, und so wird denn ein Märchen ohne einen Schluß ausgleichender Gerechtigkeit zur seelischen Katastrophe. Das darf nicht bestehen bleiben: Ein Prinz, der ahnungslos alles Glück entgegennimmt, und eine Seejungfrau, die sinnlos alles opfert. Der das geschrieben hat, beging ein Unrecht; das kann aber gut gemacht werden

durch jemand, der einen andern Schluß schreibt. Auch das selbstgeschriebene Wort besitzt Zauberkraft. Das erledigt den Fall.

Ist es nicht wunderbar, wie in den Kindern noch der Glaube an die Macht des Wortes lebt, den in uralter Zeit die ganze Menschheit in sich trug? Wie weit liegt die Zeit zurück, als wirklich noch «am Anfang das Wort» war! Als ein «fiat lux!» das Universum erhellte, ein «Sesam!» den Felsen sprengte und ein «Berlake!» den Teufel im Untergrund verschwinden ließ! Inzwischen hat die Menschheit eine unvorstellbare Inflation der Worte vollzogen, eine verböse Ueberschwemmung, die den Wert eines Wortes erst auf der billionsten Stelle nach dem Komma als Ziffer auftreten läßt. Und daran sind nicht nur die Halbtagsdauerredner, die Wortflutproduzenten von Hitler bis Chruschtschow und Castro schuld, sondern wir alle. Darum ist auch keiner von uns ungestraft geblieben, der Worte mißbrauchte. Bald merken auch die Kinder, daß unsere Rede keineswegs «Ja – ja» oder «nein – nein» ist. Dürfen wir uns wundern, wenn auch sie versuchen, Taschenspielerstückchen mit dem Wort und seinem Wahrheitsgehalt zu treiben? Ist unsere moralische Entrüstung gegen Kinderlügen wirklich moralisch fundiert? Vielen, sehr vielen Mitmenschen bleibt aber lebenslang ein Rest ihres kindlichen Glaubens an das Wort anhaften. An sich wäre das zwar etwas Schönes und Liebenswertes, aber ...

La grande illusion

Ich denke da etwa an den Kameraden K., der triumphierend einen ausgesprochen günstigen Regionalvertretungsvertrag herumzeitigte. «Sechzehn Prozent gucken heraus, wenn nicht noch mehr, aus dem investierten Kapital! Und wenn ich meine Arbeitsleistung noch zu steigern

vermag ...» Skeptische Einwände glitten, wie Wasser von der Entenfeder, von seinem felsenfesten Glauben ab, daß «was man schwarz auf weiß besitzt», man auch «getrost nach Hause tragen» könne. – Resultat: Ein Verlustschein in Höhe der gesamten Ersparnisse.

Nicht nur irgend ein Hans Sempel läßt sich immer wieder in der Schlinge des «schwarz auf weiß» gegebenen Wortes einfangen, sondern manchmal sind sogar gerissene Kaufleute, Akademiker und Magistraten unter den Geprellten. Offenbar ist die Magie des Wortes noch immer nicht ganz tot? – Nun, das ist Futter für die Herren vom Gericht. Aber ein anderer Wortzauber greift dem ganzen Volk an den Lebensnerv:

«Aber ich ha's doch selber im Radio gehört!» ruft man dem zu, der den Wahrheitsgehalt einer Meldung in Zweifel zieht. Da ist noch ein schöner Glaube an das (oft so miserabel schlecht) gesprochene Wort lebendig. Ist er berechtigt? – Meistens schon. Aber wenn wir an die langen und zuversichtlichen Meldungen der Depeschagentur denken, mit denen sie die Sache der «Schweizerischen Antarktisexpedition» förderte, weil einer ihrer leitenden Herren seinen Damen in der trüben Sauce hatte ... «Aber es hat doch wörtlich so in der Zeitung gestanden!» entgegen man jedem Zweifler. Vor allem müßte man vorerst feststellen: In welcher Zeitung? Es gibt nämlich Blätter, bei denen die Sensation an erster, zweiter, dritter ... neunter Stelle steht – an zehnter dann (vielleicht) die Wahrheit. (Wer liest schon ein verspätetes Dementi? Hauptsache, wenn der Artikel «eingeschlagen» hat!)

Macht jeder Glaube selig?

Selbst abgesehen von der Sensationspresse: Der Glaube ist zwar schön, aber der blinde Glaube an

das gedruckte Wort ist übertrieben. Wenn wir Zeitungsarbeiter einmal einen Augenblick ehrlicher Selbsterkenntnis erleben – und das kommt, ob Sie's nun glauben oder nicht, tatsächlich vor! –, dann schlagen wir uns zerknirscht an die Brust und bekennen – allerdings meistens und am liebsten nur, wenn's niemand hört: Peccavimus! Auch wir sind Sünder! Auch wir haben schon den politischen Gegner gefährlicher geschildert, ihn röter, grüner, schwärzer oder gelber angestrichen, als wir ihn kennen. Auch wir haben den Korreferenten schon als dümmer hingestellt, als er ist. Auch wir haben schon die von uns propagierte Lösung als völlig logisch, als sonnenklar hingestellt und die Einwände, die unsere eigene Vernunft machen wollte, diskret unterdrückt. Kurz gesagt: Eigentlich hätten wir Journalisten allen Grund, die Leser vor uns Journalisten zu warnen. Es ist keine Entschuldigung, wenn wir uns vormachen, der Leser werde unsere Ausführungen schon «cum grano salis» verstehen. Dieses «Körnchen Salz» fehlt vielen, sehr vielen Lesern. (Der «Nebelspalter» macht da eine der ganz seltenen Ausnahmen. Seine Leser sind ständig auf dem Quivive! Sie sind so erzogen worden.)

Nette Aussichten!

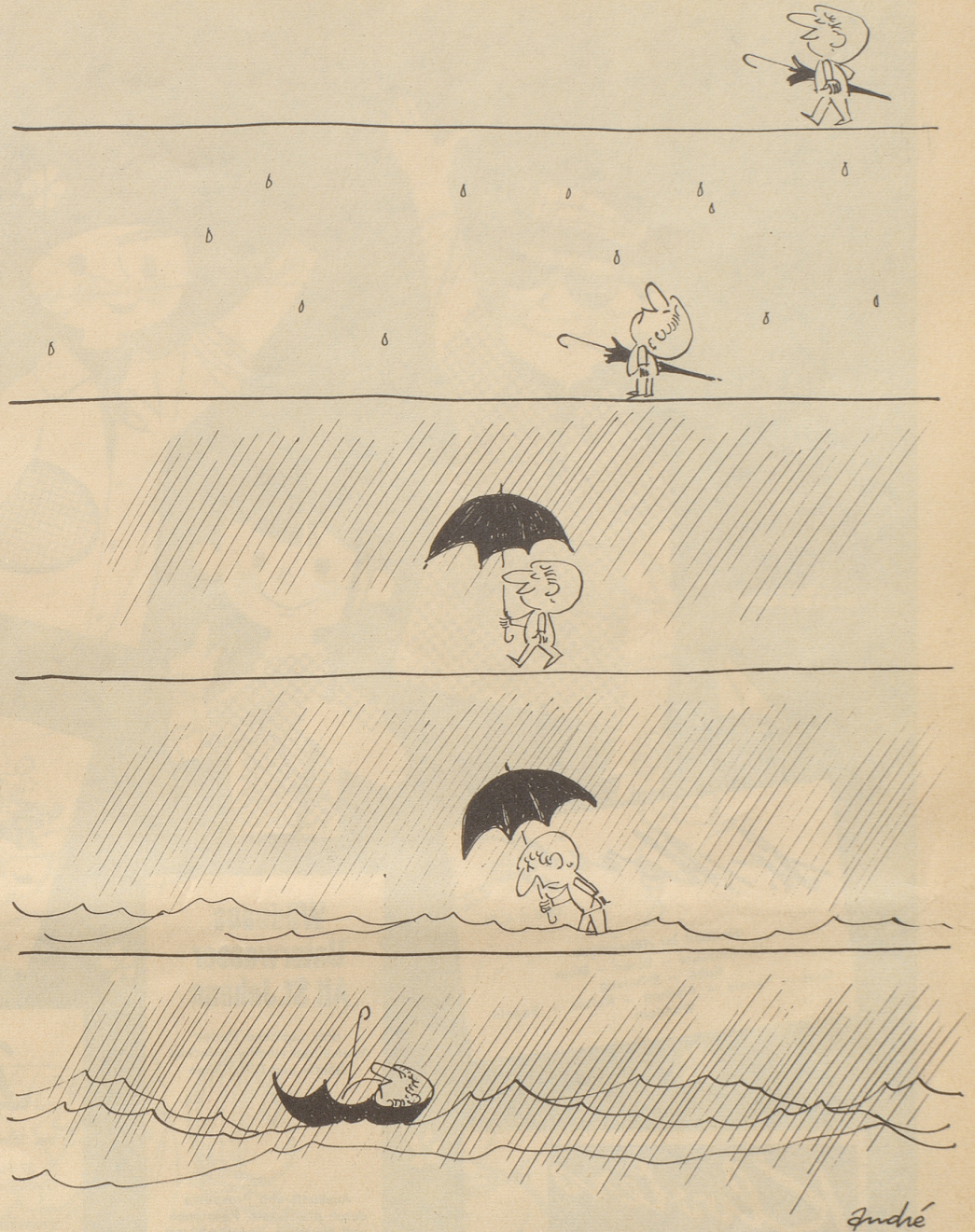
Was uns Zeitungsmenschen eigentlich gebührte, steht am Schluß eines andern Märchens von Andersen: Tölpel-Hans. Da steht geschrieben:

«Der gefällt mir!» lachte die Königs-tochter. «Du kannst doch antworten und reden. Dich will ich zum Mann haben! Aber weißt du auch, daß jedes Wort, das wir sprechen und gesprochen haben, niedergeschrieben wird und morgen in der Zeitung steht! An jenem Fenster, siehst du, stehen drei Schreiber und ein Oberschreiber. Dieser alte Oberschreiber ist der schlimmste, denn er kann nichts begreifen!» Das sagte sie aber nur, um den Tölpel-Hans zu ängstigen. Die Schreiber wieherten, und jeder spritzte einen Tintenklecks auf den Fußboden.

«Also das sind die Beherrscher der Weltmeinung!» rief Tölpel-Hans. «Nun werde ich dem Oberschreiber das beste geben!» Damit kehrte er seine Taschen um und warf ihm den Schlamm ins Gesicht.

«Fein gemacht!» lobte die Königs-tochter. «Das hätte ich mir nicht erlaubt. Aber ich werde es noch lernen!» Tölpel-Hans wurde König, bekam eine Frau und eine Krone und saß auf dem Thron. Das wissen wir aus der Zeitung – aber auf die ist nicht immer zu bauen, merkt euch das!

Bei uns sitzt der Bürger, der Leser als Souverän auf dem Thron. Wir Zeitungsschreiber sollten uns das auch merken!
AbisZ



Mensch unterm Schirm

Rudolf Nußbaum

Ich sehe nur einen Körper und Beine,
doch kein Gesicht.
Was macht's? Ich lege auf diese seine
Besonderheit auch kein Gewicht.

Es wandeln so viele ähnlich durchs Leben,
die nie sich recht zu erkennen geben,
in ihrem Reden und heimlichen Treiben
aus schlauer Berechnung in Deckung bleiben.

Drum mag sich jener Schirmmann nur schützen,
wie er's gewohnt!
Er wird einen Kopf, so denk ich, besitzen –
vielleicht, daß sich der Anblick nicht lohnt?